

rend im größtmöglichen Gegensatz dazu im Psalter der Gottesname am häufigsten erwähnt wird. Der Psalter kann „vom Namen Gottes nicht genug bekommen“ (S.420), ein Antrieb, den Bader als „das Psalterprinzip“ bezeichnet. Einer der auffälligsten Texte für dieses Prinzip ist der 29. Psalm, in dem der Gottesname den waagrechten Schriftfluß senkrecht schneidet. Hier meldet sich nach Bader das von ihm wiederholt erwähnte „Zweiachsenmodell“ Jakobsons, wonach menschliche Sprache in der Spannung von Poesie und Prosa lebt. So aber laufen auch im dritten Teil alle Linien aus in der Beziehung auf den göttlichen Namen. Denn die für den Psalter grundlegende Selbstvorstellung Gottes nach Ex 3,14 („Ich bin, der ich bin“) fällt aus allen zwischen Poesie und Prosa denkbaren Parallelismen heraus und bildet eine reine Tautologie als engstmöglichen Parallelismus, bevor dieser Gottesname sich wiederum entfaltet und die durch Parallelismen geprägte Sprachbildung anstößt, die wir im Psalter vor uns haben.

Ps 29 aber erinnert mit seiner Kombination von sichtbarem Textbild und hörbarem Sprachklang an das Miteinander der drei Psalterkünste, die allesamt eine je selbständige Bezogenheit auf den göttlichen Namen zu erkennen gegeben haben. Die drei Künste versammeln sich zum Spiel um den erhabenen Gottesnamen, „der als unendlich abwesender anwesend ist unter ihnen“. Psalterspiel entsteht daher, „sobald die Sprachen der Ikonik, der Musik und der Sprache – nach Ps 34,4 – miteinander seinen Namen erhöhen“ (430). So wird über der göttlichen Dreiheit und der christologischen Zweiheit auch die göttliche Einheit in der Einheit des Lobpreises manifest, weshalb es nach Bader zum wiederholten Male Zeit wird, mit Elia das Angesicht zu verhüllen. Denn in aller Gebrochenheit des Lobes der Lebenden, wie diese aus dem Psalter hervorgegangen ist, ist dieses Lob vor allem eine „Hinweisung auf das Lob selbst, in dem noch kein Lebender je war“ (S.430).

Armin Wenz

Hans-Walter Schmuhl, Friedrich von Bodelschwingh, Reihe: rowohlt monographien, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2. Auflage Hamburg 2011 (1. Auflage 2005), ISBN 978-3-499-50687-1, 160 S., 8,99 €.

Als Friedrich von Bodelschwingh 1872, wenige Jahre nach deren Gründung (1867), die Rheinisch-Westfälische Anstalt für Epileptiker übernahm, stand diese in bescheidenen Anfängen. Bei seinem Tode 1910 war aus diesen Anfängen eine Kleinstadt von mehr als 4000 Einwohnern entstanden. Was ist das Geheimnis dieser „Erfolgsgeschichte“, wobei Bodelschwingh den Begriff „Erfolg“ bestimmt nicht gemocht hätte? Hans-Walter Schmuhl sieht das Geheimnis darin begründet, „daß er nicht wegschauen konnte“. Er hat sich „bis in

seine letzten Lebenstage hinein von der Begegnung mit menschlichem Elend existenziell berühren lassen“ (S.135). Und das hängt, das wird in Schmuhs Biographie durchaus deutlich, mit seiner geistlichen Prägung bereits seit seinen Kindertagen (im Elternhaus) zusammen, die ihre Wurzeln in der westfälischen Erweckung hat. Theologisch betrachtet vertrat Bodelschwingh ein mildes, aber dennoch entschiedenes Luthertum; so lehnte er Unionen ab. Kenntnisreich zeichnet Schmuhl den Lebensweg des Vaters der Barmherzigkeit und Patriarchen von Bethel, des weit blickenden Diakonikers nach. Die Lebensstationen Bodelschwinghs finden Erwähnung, ebenso das, was Bodelschwingh an diakonisch-missionarischen Aktivitäten in fast rastloser Umtriebigkeit angepackt hat, getrieben von seiner Grundeinstellung: Macht schneller, sie sterben sonst drüber; denn es geht doch weit über die Anstaltspflege Bethels hinaus, greift vielmehr in die Versorgung von Handwerksburschen, sozialen Wohnungsbau und in die Mission in Afrika aus, und widmet sich auch der Theologenausbildung. Dabei steht für Bodelschwingh aber immer die Seelsorge über der Leibsorge, oder, wie man es anders gewendet auch sagen kann: Die Leibsorge steht im Dienste der Seelsorge. Es geht Bodelschwingh um ein seliges Sterben. Das Heil steht ihm über dem Wohl. Der Seelsorger rangiert deshalb vor dem Arzt. In der Beschreibung all dessen, und – also neben der richtigen theologisch-geistlichen Einordnung Bodelschwinghs – auch in seiner politischen Zuordnung, die freilich in seiner geistig-geistlichen Haltung mit begründet ist, wird Hans-Walter Schmuhl Bodelschwingh gerecht. Auch ist es gut, daß er das geistliche, geistige, politische und gesellschaftliche Umfeld Bodelschwinghs beleuchtet und Bodelschwinghs Wirken in diese Zusammenhänge stellt. Zu einer Verklärung Bodelschwinghs, wie diese bereits früh einsetzte, trägt Schmuhl nicht bei. Er beschreibt nüchtern, für manchen mag der Eindruck entstehen, er beschreibe zu distanziert; aber dennoch, so mein Dafürhalten, in großer Achtung vor dem Vater der Barmherzigkeit, dessen „Lebenswerk“ er trotz aller Änderungen in Diakonie, Staat und Kirche eine ungeheure Nachhaltigkeit bescheinigt, indem er seine Monographie damit beendet: „Bodelschwingh hat nicht nur eines der weltweit größten diakonischen Unternehmen geschaffen; daß die evangelische Diakonie (ebenso wie die katholische Caritas) ein Eckpfeiler des modernen Sozialstaates geworden ist – vielleicht einer seiner stabilsten Pfeiler in Zeiten des Ab- und Umbaus der sozialen Sicherungssysteme –, ist ganz wesentlich auch auf sein Lebenswerk zurückzuführen“ (S.135).

Die reich bebilderte und mit Tabellen zur Zeitgeschichte versehene Monographie Hans-Walter Schmuhs, die sich jenseits von nicht gerechtfertigter Verklärung und ungerechtfertigter Kritik um möglichst große Objektivität bemüht, ist zu empfehlen. Der Patriarch von Bethel ist es wert, sich mit ihm zu beschäftigen.

Walter Rominger